

# Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

Er erscheint allmonatlich.

1919.



## Spruch.

Wer tatenkraftig  
Ins rege Leben stürzt, wo Mensch den Menschen drängt,  
Er mag Gefahr mit blankem Schwerte suchen,  
Je härter Kampf, so rühmlicher der Sieg.  
Doch weissen Streben auf das Inn're führt,  
Wo Ganzheit nur des Wirkens Fülle fördert,  
Der halte fern vom Streite seinen Sinn.

Grillparzer.

## Der Erbe.

Eine Skizze von Wth. Kennemann.

Der Bauer Henneke ging im Flett seines Hauses auf und ab. Er durchmaß den großen Raum mit hastigen Schritten von einer Tür zur andern.

Nebenan lag sein Weib in Räten. Ihr Stöhnen durchzitterte und durchbebte den Bauern, daß sein Herz in schnellen Schlägen schlug und seine Pulse flogen.

Die weiße Frau war bei ihr; da konnte er ihr nicht weiter helfen. Aber seine Wünsche umflatterten sie und bettelten auf Knien vor ihr, und seine Gebete stiegen wie drohende Befehle auf den Himmel. Der Bauer rang mit seinem Herrgott um den Segen dieser Stunde, um den Hof, um seinen Namen, um sein Geschlecht.

Der Bauer war nicht immer voll so lebendiger Kraft gewesen. Ja, damals als er heiratete, vor einigen zwanzig Jahren und mehr, da hatte er geschafft und geodert, als müsse er den Hof von alter Schuldenlast reinmachen. Aber dem war nicht so. Es war altererbter Besitz. Vor Jahrhunderten schon saßen die Henneke auf dem Hofe, und sein Haus wies über der Dielentür die Jahreszahl 1648 auf, das Jahr, da die Welt vom Pulverdampf und Blutgeruch freigeworden. Und drei Worte standen auf dem starken Querbalken: Arbeit, Brot, Friede. Es waren die Wegweiser seines Geschlechts gewesen und hatten auch seinem Leben Deutung und Inhalt gegeben, daß es ihm zu einer Lust geworden war.

Aber er war der Letzte dieses Namens, und der Hof und sein Geschlecht forderten ihre Rechte von ihm. Und da kam allmählich ein Bangen über ihn, das ihn lähmte in seiner Kraft und Freude: Sein Weib schenkte ihm keinen Erben.

Und nächstens traten die Henneke an sein Lager und heischten den Erben und stritten mit ihm. — Tausend Bauernsäufte legten sich drohend auf seine Brust, daß ihm der Atem ausging. Da warf er sich stöhnend hin und her, und er klagte sein Weib an, das unter seinen Scheltworten still und stiller wurde.

Der Bauer ward ungerecht und hart und herrisch; doch er wußte es nicht; denn er lag selbst in schwerer Not. Er scheute den Tag und fürchtete die Nacht.

Das alte Haus, dessen Strohdach seitlich bis zur Erde reichte und sich an der Giebelseite wie eine Kapuze weit über die Stirn schob, schaute ihn mit seinen beiden über der Dieleneinfahrt blinkenden Fenstern wie ein fressender Göze an. Wenn er die Ader brach, raunten es ihm die dampfenden Schollen zu, wenn er durch die reifen Ähren schritt, rauschte es ihm aus tausend Ähren entgegen: Sie alle forderten den Erben, den neuen Bauern, den kommenden Herrn.

Und er ging mit seiner Manneskraft dahin zwischen Engen, die nur die Sünde und der Frevel zu überschreiten vermochten. Aber da stand der Hof mit seinen Gezeiten, die waren zwar ungeschrieben, waren aber uralte und geheiligt. Und unter diesen Gezeiten war er groß geworden, sie hatten ihn genährt.

Er erkannte seine Schuld an, und diese Erkenntnis ließ ihn fast verzweifeln.

Er vernachlässigte Haus und Hof, Ader und Saat. Der Tag wurde ihm zu einer Last, die Arbeit zur Qual. So ließ er sich treiben, Jahre hindurch, und wurde alt und hoffnungslos.

Und nun in letzter Stunde fast überraschte ihn sein Weib mit der frohen Kunde, daß ihr Sehnen und Wünschen doch noch gekrönt werde.

Der Bauer war wie umgewandelt. Die alte Spannkraft regte sich wieder, seine Augen wurden hell und sein Herz jung. Er fand wieder den Mut, sein väterlich Haus, seine heimatliche Erde mit offenen geraden Augen anzuschauen.

Nun erhob er sein Weib und wies ihm einen Platz in der Reihe der Henneke an. Der Hof schuldete ihr Dank, wurde sie doch die Mutter des zukünftigen Bauern. All seine Härte und Ungerechtigkeit wandelte sich in Milde und Nachsicht. —

Noch immer schritt der Bauer wartend auf und ab. Das Stöhnen schnitt ihm ins Herz, er konnte es nicht mehr ertragen. Er trat in den Garten, er durchging ihn, er klinkte die Pforte auf und schritt ins Feld hinaus.

An den Kartoffelfeldern vorbei und den abgemähten Wiesen entlang schritt er ins Feld hinaus. Nun stand er zwischen den Roggenädern.

Schmal nur führte ein Weg zwischen sie hindurch. Schwer nickte links und rechts das Korn und legte sich in vollen, breiten Wogen über den Wegrand.

Der Bauer ließ seine Hand durch die Ähren gleiten und prüfte unwillkürlich ihre Fülle. Sie waren schwer und voll. Es gab ein segnetes Jahr. Der Ader grüßte den Erben mit goldner Reife.

Aber auf einmal — der Bauer stand still, sein Herzschlag stockte — wenn nun das erwartete Kind — ein Mädchen wäre.

Es überrieselte den Bauer eisalt — angstvoll trat der Schweiß auf die Stirn — seine Augen weiteten sich wie vor einer dunkeln, unheimlichen Gefahr.

Tausend Gedanken und Bilder jagten durch seine Seele und peinigten ihn.

„Herrgott — Herrgott!“

Er wußte nicht wohin in seiner Not. —

Ein Ungeheures peitschte und geißelte ihn, daß seine Seele aufschrie in weher und wilder Not.

Um ihn rauschte das Roggenfeld in ruhigen Wogen auf und ab, auf und ab. So ging es schon seit Jahrhunderten in ewigem Gleichmaße. Stürme sausten und brausten über seine Ähren dahin, aber es beugte nur in Demut die reifen Köpfe und ließ die Gewitter vorüberziehen. Die Sonne kam wieder und überflutete es mit goldenem Scheine. Und wieder hob und senkte es sich im uralten Gleichmaße auf und ab, auf und ab.

Mitten hinein trat der Bauer, als Schritte er in slutende Wasser — immer weiter. Und die Ähren schlossen sich wieder hinter ihm und umbrandeten ihn wie rollende Wogen.

Er stand still. Kaum, daß sein Kopf über die wogende Saat hinweg sah, deren Wellen weich auf ihn zuströmten.

Ein seltsam Raunen stieg aus den Ähren auf, das leise Lied des reisenden Aders umfloß ihn mild und schmeichelnd und überflutete die Stürme in ihm mit sanfter Gewalt.

So hält eine Mutter ihr Liebste im Arme und wiegt es mit fallenden Worten in Schlaf und Traum. Er ließ sich tragen und durchströmen von den wunderbaren Kräften des Aders und der mütterlichen Erde.

Und die Ähren griffen an ihm hoch und streiften ihn wie mit gütigen Mutterhänden, da wurde es in dem Bauer still und ruhig. Die Spannung löste sich — er schloß die Augen. — Wohligh überließ er sich den gnadenden Wogen. Und Welle auf Welle spülte über ihn hin und riß Bangigkeit und Zweifel weg und das Lied der Reife umklang ihn schauernd und geheimnisvoll.

Als er die Augen wieder öffnete, stand da auf dem Wege die Großmagd.

„Hennede, Hennede!“, der Ruf zitterte über die Äder dahin. Der Bauer horchte auf und erschrak.

Sie rief ihn. Die Stunde war da. Nun wurde dem Hofe und ihm das Wort gesprochen. Alles Blut strömte zu seinem Herzen. Seine Hände griffen in die raschelnden Ähren und trallerten sich zusammen.

Da hatte ihn die Magd entdeckt. Einen Augenblick stand sie ratlos, dann schrie sie ihm zu: „Bur! de Jong es do!“

Aufschauzten die Bogen, voller rauschte das Lied der Äder, der Erbe war da, der Bauer und Herr.

Jedes Wort hatte den Bauern wie ein Schlag getroffen. Aber auch jeder Schlag hatte Banden entzweigefchnitten, die ihn gefesselt. Nun fiel die schwere Last zu Boden.

Der Bauer redete sich auf; über sein Eigen sah er hinweg mit sieghaftem Blick. Mit weiten Schritten trat er aus dem Ader und ging zurück, die Wiesen entlang, durch die Kartoffelfelder über den Hof.

Er trat in das Haus und in das Gemach seiner Frau. Er sah sich um, da lag der Junge schon rot und frisch in der Altvater Wiege.

Mitten in der Stube blieb der Bauer stehen, in jeder Hand ein Büschel Ähren, wie er sie krampfhaft auf dem Ader gegriffen. Mit einem Schrei war der Bauer an der Wiege, er sah den Erben an und legte ihm wie segnend das eine Büschelreiser Ähren auf das Köpfchen.

Das andre legte er auf das Bett seiner Frau. Seine Augen grüßten sie in Dank und Huldbigung. Und die Bäuerin lächelte ihm zu in weher Seligkeit. Da strich der Bauer mit weicher Hand über ihre Stirn, als könne er all die Sorgen und Schatten vergangener Tage hinwegtun. Und in seine Augen kam ein Leuchten, als sehe er in seinem Geschlecht sich reihen Glied an Glied bis in die endlose Ferne hinein —

Das Lied der Roggenäder klang leise herüber, und der würzige Duft der reifen, körnerschweren Ähren wogte um die Träume und das Glück der drei Hennede.

## Hochzeitsbräuche im Baltensland.

Von Fritz Ullius.

In Nr. 7 des „Landboten“ von 1910 erzählte ich allerhand Erläutertes und Beobachtetes an „Hochzeitsbräuchen des nördlichen Lannus.“ Wer so das Volkstum unserer Heimat erlauschen wollte, hatte stets zu horchen entweder auf Verklungenes, das mühsam und oft wohl auch verzerrt die Überlieferung festhielt, oder auf wenig Überkommenes der Gegenwart, das oft auch schon den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen entsprechend in üblem Sinne modernisiert war. Nun hatte ich in den Jahren schweren, oft scheußlichen Kriegserlebens eine freundliche Dase, einen stillen besinnlichen Kriegswinter auf den weltfernen baltischen Inseln und fand hier Gelegenheit, Volkstum frisch an der Quelle sprudelnd zu beobachten, ursprüngliches, natürliches Volkstum mit dem stillen abgeschlossenen Leben der Inselbewohner untrennbar verwachsen. Dieses urwüchsige kerngesunde Eften-volk lebte ja sein Leben unberührt vom lauten Schlag der fernen Welt, von der sie das klippenreiche Meer und mehr noch eine Regierung im weiten Lande des Väterchen Jar schied, die sich dem Eilande in Fürsorge zur Bedienung von Verkehr und Handel so rar wie möglich machte.

Hochzeit feierten sie also auf der Baltensinsel Moon. Im dunkelsten Puz ihrer Festtagstracht und im saubersten Schafspelz füllten froh gestimmte Frauen und Männer das Hochzeitshaus. Am Morgen zogen das Brautpaar, dazu ein männlicher Begleiter und eine Brautjungfer, im zweispännigen Wagen, vorher zu Pferde der Brautführer, zur Kirche. Die kirchliche Trauung stellte auch zugleich den standesamtlichen Akt dar.

Währenddem kam vors Hochzeitshaus — Haus des Bräutigams, in das auch die Braut einziehen sollte — der Schrein der Braut, getragen von 5 Männern und 4 Frauen. Die bereits vorhandenen Gäste suchten die Leute mit ihrer Kiste abzuweisen. Dabei kommen fast stets ungefähr folgende Redewendungen vor: „Woher kommt ihr Komaden mit eurem ganzen Hausrat? Sind eure Pässe richtig, sonst kommt ihr vors Gericht.“ Die Angekommenen verteidigten sich in entsprechender Gegenrede und zeigen dann auch ihren Paß. Ein solcher Paß, in einer Familie von Fall zu Fall getreulich verwahrt, lautete ungefähr in deutscher Übersetzung: Dieser Paß wurde ausgefertigt zu Moon am 17. Febr. 1861. Diese Leute suchen für zwei unglückliche Menschen ein neues Heim. Ihm ist das Haus und der Steinzaun (mit Steinzäunen — breitgeschichteten niedrigen Mauern

— waren die Höfe umgeben) zur Hälfte fortgeschwommen. Ein böser Geist trieb ihm das Wasser aus dem Brunnen. Dann ging er in den Kornspeicher, wo er die Taglichte fraß. Dieser Aussteuerkasten ist das Einzige, was sie noch ihr eigen nennen. Er ist ihr Hab und Gut. Darum helfst ihnen. — Man sieht am bösen Geist in Haus und Hof, wie breit sich noch heidnischer Aberglaube, basierend auf der primitivsten Art religiösen Kultes, bei dem kulturfernen Völkchen macht. — Nun wird dann endlich der Eintritt mit dem Kasten gestattet.

Eigenartig ist es, daß sich diese Sitte der Verhinderung des Eintritts ins Brauthaus in anderer Form auch in unserer Volkssitte fand. (Vergleiche meine Ausführungen darüber im „Landboten“ Nr. 5 von 1908.)

Inzwischen kommt das Brautpaar zurück. Es wird mit Freuden schüssen bewillkommenet — ganz wie bei uns.

Der Brautvater, weißwollene Handschuhe über den mächtigen Tagen, hebt mit dem rechten Arm die Braut vom Wagen herunter. In der linken Hand hält er einen Besen. Der Brautführer — Brautschaffer genannt — geht voran der Haustür zu und bezeichnet mit Schlägen eines Holzschwertes Kreuze in die Erde.

Nun geht's zu Tisch. Der Braut wird auf einem Tuch ein Brot dargereicht. Sie deckt sorglich eine Schürze darüber. Das Brot wird dann hinweggetragen. Dann wird der Braut ein halbjähriges Kind zugereicht, das sie eine Weile auf den Schoß nimmt. Die Brautjungfer muß dem Kind ein Hemd schenken. In stundenlangem eintönigem Gesang werden nun in eigenartiger Weise der Braut häusliche Pflichten gepredigt. Die singenden Weiber stehen dabei hintereinander, jede hat die Hand auf die Schulter der vor ihr stehenden gelegt, sie wiegen sich dabei wechselweise rechts und links im Schauteltakt. Auch das Tischgebet wird gesungen.

Nun erst setzt sich die junge Frau die pompöse Brauthaube auf. Dann wird sie zum Brunnen geführt, wirkt hier zwei Eimer Wasser um und bringt einen den Schafen. Dann muß sie durch jede Tür des Hauses gehen, in der einen Hand ein Brot, in der anderen einen Bierkrug. Wieder geht der Brautschaffer voraus und schlägt vor jeder Tür sein Kreuz.

Am Abend muß das junge Ehepaar vor den Augen aller Gäste zu Bett gehen, die Schwiegermutter betreut dabei die Schwiegertochter und hebt sie aufs Lager, vor den Augen der Zuschauer muß sich das junge Paar küssen.

Am nächsten Morgen weckt die Jungvermählten wieder ein Gesang der Weiber. Hauptsächlich wird am zweiten Hochzeits-tag getanzt. Alle Hochzeitsgäste müssen mit der jungen Frau tanzen und dafür Geld geben.

Auch am dritten Hochzeits-tag wird fröhlich weiter getanzt. Tanzende Paare werden von den übrigen Leuten hochgehoben. Die das nicht mögen, werden vor ein improvisiertes Gericht gestellt und müssen sich mit Geld lösen.

Nun bringt man der Frau das kleine Frauenhäubchen. Dreimal wirft sie's weg. Dann nimmt sie's an und trägt's nun dauern. Sie verteilt Geschenke an die Hausgenossen. Die Gäste entfernen sich und ziehen ihrem oft weit entfernten Heim zu. Unterewegs wird an hochgelegenen Wegstellen noch etliche-male getanzt.

## Flurumgänge.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Die gegenwärtige Zeit, in der die Felder bestellt sind und alle Saaten ihrer Blüte und Frucht entgegenreifen, bringt die alte Sitte der Flurumgänge in Erinnerung. Solche wurden aus den verschiedensten Gründen unternommen, und zwar war immer die ganze Gemeinde daran beteiligt.

Im zeitigen Frühjahr und ebenso nochmals im Spätherbst wurde die Flur umgangen, um die unterschiedlichen Grenzen zu besichtigen, denn wie leicht konnte da einer — natürlich immer der angrenzende Nachbar! — beim Pflügen zu weit gegangen sein. Da ging es also von Grenzstein zu Grenzstein. Von jedem einzelnen wurde festgestellt, ob sie noch an der richtigen Stelle standen. Wofern sie eingesenken waren, wurden sie höher gestellt, wofern sie frittig waren, wurden sie ausgehoben und nachgesehen, ob sich darunter immer noch das Restchen Holzstohle befand, das die Ähnen darunter gelegt, als Beweis, daß nicht rein zufällig irgend ein großer Stein dort lag, der als Flurmarke angesehen werden konnte.

Diese Flurumgänge waren also eine sehr ernsthafte Sache, die alle anging, und damit es dabei mit rechten Dingen zugeing, wurden dazu auch Vertreter aller angrenzenden Gemeinden eingeladen, um irgendwelche Unstimmigkeiten gleich an Ort und Stelle zu klärten. E. Einert gibt in seinem 1892 er-

schienenen Buch „Aus den Papieren eines alten Rathauses“ eine anschauliche Schilderung eines solchen Vorganges aus dem Jahre 1674, der wir folgendes in Kürze entnehmen:

Am 27. August ließen die Arnstädter Boten zu den Schulzen der neun an die Stadtlur grenzenden Dörfer mit den Einladungen der Bürgermeister. Aus acht Ortschaften liefen offene Empfangsbescheinigungen und Zusagen ein, nur aus Kubisleben kam ein verschlossenes Schreiben, das die Väter der Stadt „verschlossen und unverantwortet alsbald remittierten“.

Im letzten August setzte sich dann frühmorgens um 5 Uhr ein stattlicher Zug durch das östliche Tor in Bewegung. Der Winter- und der Sommerhübe eröffneten ihn, ihre Haden in der Hand. Ihnen folgten die vier Steiner und diesen drei Zimmerleute mit ihren Arten, diesen die Ratsherren und Ratsverwandten hoch zu Ross, denen sich noch zehn berittene Bürger anschlossen. Hinter diesen ritten drei Fourierschützen, denen eine Postkalesche mit dem regierenden Bürgermeister, dem Stadtschreiber und zwei Rämmerern folgte. Diesen folgten zu Fuß die Biermänner des laufenden und des vorangegangenen Jahres, diesen dreißig Musketiere des Bürgerausschusses, denen der Stadtleutnant zu Pferde das Kommando gab, während vier Pfeifer und vier Tambours zum Marsch aufspielten. Der Wilz schlossen sich aus freiem Willen noch viele andere Bürgeröhne an, und den Schluß bildete eine Kompanie junger Bürgeröhne, die „zur Erkundigung von Flur und Feld und zur künftigen Wissenschaft der Nachwelt“ mitgenommen wurden.

Wie letzteres gemeint war, ergibt sich aus folgendem: „An den Hauptwendepunkten der Flur hieß man die Knaben sich rausen, stieß auch wohl den einen und den andern kräftiglich auf den Markstein, solches alles zum besseren Gedächtnis. Auch wo ein Grenzstein neu zu setzen, wurde nach vollbrachtem Wert einer der Knaben leise mit dem Kopfe daran gestoßen oder mit unsanftem Druck darauf gesetzt. Der Stein aber wurde dann unter dem Namen des Knaben in das Manual des Rämmerers verzeichnet. Der Illingstein hieß fortan ein solcher Markstein, an dem man Häschen Illing mit dem Kopfe gestoßen, der Zwillingstein wiederum ein anderer, auf den man ein Zwillingpaar gesetzt. Nach solcher erfahrener Unbill durften die Knaben beim Mittagmahle, das auf städtische Kosten noch unterwegs eingenommen wurde, nach Herzenslust zugreifen.“

So ging der Zug von einem Wendepunkte zum andern, bei jeder neuen Grenzscheide von den Abgeordneten der angrenzenden Nachbargemeinden feierlich und umständlich begrüßt und bis ans Ende von deren Feldmark weiter geleitet.

In früherer Zeit waren aber auch diese Flurumgänge noch viel feierlicherer Art, denn da waren nicht nur die weltlichen Obrigkeiten, sondern vor allem auch die Geistlichkeit daran beteiligt. Schon früh um 4 Uhr am 25. des Ostermonds (Marktag) wurde zum ersten Mal zur Frühmesse und um 5 Uhr zur Hochmesse geläutet, an denen die gesamte Bürgerschaft teilnahm. Dann traten die Bänke vor der Haupttür der Kirche an, die Obermeister an ihrer Spitze; zwei Innungsverwandte jedes Gewerbes trugen hohe Wachskerzen. Mit dem dritten schweren Pulse der Großen Glode begann der Auszug. Den Handwerker schlossen sich mit kleinem Zwischenraum die Bifare, die Terminarier und der Schulmeister mit seinem Vorsänger und seinen Schülern an, die alle mit um die Flur ziehen und dabei Gott zu Lob und Ehre singen wollten. Auch der Propst des Jungfrauenklosters und die Pfarherren der drei Stadtkirchen gingen mit, wobei zumeist der Propst in reichgeschmückter Monstranz das heilige Sakrament trug. Hinter demselben folgte das gemeine Volk, über dem Kreuzesfahnen wehten und viel hochgehaltene Kerzen sichtbar wurden; dabei hatten die Stadtknechte darauf acht zu geben, daß die Weiber nicht „vor den Männern“ liefen.

So bewegte sich die feierliche Prozession durch das westliche Tor hinaus an die Flurgrenze, stieg vom „Rosengarten“ zum „Himmelreich“ aufwärts und umwandelte den ganzen Feldbesitz der Stadt, der sich mit den Nachbarfluren von neun Dorfschaften grenzte. An den Hauptwendepunkten und an den Weinbergen, wo hier und da ein Gnadenbild sichtbar wurde, ward der Umgang eine kleine Zeitlang unterbrochen und ein kurzer Evangelienabschnitt verlesen, während von der Stadt her immer noch Glodenklang herüberlöhnte. Nahte sich nach vollendetem Umgang die „Sankt Markus-Prozession“ wieder demselben Tore, von dem sie ausging, dann läuteten alle Kirchenglocken. Wieder ging es zur Kirche, wo eine Seelenmesse für die Stifter eines Vermächtnisses gesungen wurde, aus dessen Ertrag man dann den eindrucksvollen Tag mit Speise und Trank beschloß.

Doch auch das ist noch nicht die älteste Form altdeutscher Flurumgänge. In dieser gehen sie vielmehr bis ins Heidentum, auf die Verehrung des germanischen Wettergottes Donar zurück. Am Himmelfahrtstage, der, als ein „Donnerstag“, dem Donner-

gotte besonders heilig war, wurden die Fluren ebenfalls in feierlicher Weise umschritten und dabei alle Felber mit Haselgerten umsteckt, um sie gegen böse Wetter, Hagel und Donnerschlag zu feien. Denn die Hasel gedeiht nach altem Bauernglauben nur an Stellen, wo der Blitz nicht einschlägt. Hier verwandte man sie in umgekehrtem Sinne als Abwehrmittel. Eine sinnige Legende geht auf diese Anschauungen zurück. Sie erzählt davon, daß einst ein Haselstrauch in den zierlichen Blättern, die die Haselnüsse umgeben, die Muttergottes mit ihrem Jesusknaben auf der Flucht nach Ägypten während eines Gewitters schützend umhüllte.

Wurden diese Flurumgänge zur Abwehr schlimmer Wetter unternommen, so andere, um günstiges Wetter herbeizuführen. So zogen im Sommer 1520 dreihundert Jungfrauen aus Lessings Vaterstadt Kamenz barfuß, in weißen Kitteln, mit Bermutterkränzen im Haar und Paternoster in den Händen, singend und — um Regen — betend hinter ihren Priestern von einer Kapelle zur andern, zum St. Jost, zur hl. Anna, zur hl. Wandelburgis bei Gelenau, zur hl. Magdalene im Spittel, zum St. Jakob im „Krekwinkel“ oder „Strahof“, wo vor Zeiten die jungen wendischen Rätter in ihrer schweren Stunde den Beistand der Fruchtbarkeits- und Frühlingsgöttin Ostara anriefen, und zuletzt zum St. Wolfgang vor dem Baugener Tore. So ging es acht Tage lang fort, dann sandte der liebe Gott endlich „einen lieblichen Regen“.

Ähnliche Flurumgänge werden auch heute noch veranstaltet. Weit und breit berühmt sind in dieser Beziehung die „Kreuzreiter“-Prozessionen der lausitzischen Ortschaften, die zu dem Kloster Marienstern gehören, am Ostersonntagmorgen. Dazu werden die Pferde auf das stattlichste geschmückt: vorn auf der Stirn wird ein kleiner Metallspiegel, auf der sonstigen Kopfzäumung werden „Otterköpfe“ (kleine, blanke Muscheln), Perlmutterknöpfe und Schleichen angebracht, eine grellfarbige Schabrade mit Goldborden und Stidereien bedeckt den Sitz, in den Schweif wird eine breite seidene Wandschleife eingeflochten, die Rähne schon tagelang vorher mit Strohwickeln gelockt. Mit Sonnenaufgang reitet sodann eine Dorfschaft in die andere: die Wittichenauer reiten nach Kalbitz, die Nebelschüler nach Ostro, die Mariensterner nach Großwitz, — und umgekehrt, aber auf verschiedenen Wegen, — und zuletzt reiten sie alle miteinander durch den Klosterhof zur Kirche und feiern in frohen Liedern das Wiedererwachen der Natur und die Auferstehung des Herrn.

So hat sich in diesem Falle, im Gegensatz zu den vorher mitgeteilten, die religiöse Seite dieses Kults erhalten. In Wahrheit gehen aber alle diese Flurumgänge auf dieselben Anschauungen einer sehr weit zurückliegenden Zeit zurück.

## Nicht gegen, sondern für die Spinnstuben!

Von H. Diefenbach †.

Es gibt Leute, denen bei dem Wort „Spinnstube“ schon ein Gruseln den Rücken hinab läuft und gegen keine Volkssitte ist im Laufe der letzten Jahrzehnte und ganz besonders in den letztvergangenen Jahren mehr geüfert worden als gegen die Spinn- und Lichtstuben. Diese Abneigung gegen die Spinnstube ist leider nicht ganz grundlos, sie ist vielfach Vorurteilen zugesprochen, welche diese altbewährte Einrichtung zur Pflege des bäuerlichen Gemeinschaftslebens, zur Pflege der Lieder und Sagen, der Sitten und Gebräuche unseres Volkes allerdings in ein recht schiefes Licht setzen konnten. Sind doch heute an vielen Orten die Spinnstuben derart ausgeartet, daß viele Eltern ihren Töchtern und Söhnen mit gutem Recht verbieten müssen, an denselben teilzunehmen. Allem, dem sie ursprünglich dienten und dem sie heute noch mit weit größerem Erfolge dienen können, sind sie dort entzogen worden. Statt des Volksliedes pflegt man darin den Gassenhauer, statt der alten Sagen und Volksmärchen erzählt man in behaglicher Breite Standalgeschichten, und statt des belebenden, aber nicht verletzenden, sittlich reinen Humors reißt man schlechte Witze der bedenklichsten Sorte. Dierote triumphiert über den Humor. Wir malen wirklich nicht mit so schwarzen Farben, es ist an vielen Orten in der Tat aus der alten lieben Spinnstube ein abscheulicher und bekämpfenswerter Wechselbalg geworden. Aber daß es so weit mit ihr gekommen ist, daran sind in fast all jenen Fällen diejenigen nicht ganz schuldlos, die sich heute mit so großem Geschrei gegen sie erheben. Man betrachtete sie damals schon, als sie noch Stätten schöner, echter Volkskultur, Volkslebens und Kunstsinns waren, als böse Geschwüre am Volkskörper und hielt sich fern von ihnen. Wenn man nicht gerade intolerant gegen die

Spinnstube verfahren ist, so hat man ihr doch mindestens in absoluter Gleichgültigkeit gegenüber gestanden. Man ließ sie ihren Weg ziehen, und sie, der es an richtigen, einsichtreichen und verständnisvollen Führern fehlte, lenkte hier und da in Bahnen ein, die sie besser nicht beschritten hätte, und statt man nunmehr helfend beizurufen, sprach man das Anathem über sie aus, und der Fluch wirkte.

Es ist kein Zweifel, die Spinnstube hat ihre größten Feinde unter den Geistlichen. Und gerade sie sind es, die sich der Spinnstuben von ganzem Herzen annehmen sollten. Hier hätten sie neben der Kirche ein Gebiet, auf dem sie ungemein segensreich wirken könnten, nicht nur im Sinne der christlichen Religion, sondern auch im Sinne des vernachlässigten, deutschen Volkstums. Hier können sie aus den an vielen Orten bereits zu verwilderten Schöplingen aufgeschossenen Spinnstuben Pflegestätten christlicher Fröhllichkeit und deutscher Sitte machen. Wie viel Gutes können sie sich hier leisten, wenn sie nur wollten, wenn sie sich dem Volke und der Landjugend nicht nur als Priester, sondern auch als Volksmänner nahen wollten! Man klagt allenthalben über die Landflucht, und es ist wahr, es lichtet sich immer mehr in den Dörfern und es wird immer schwächer in den Städten. Die Ursache der Landflucht ist eine doppelte: einmal die materielle Notlage vieler Landbewohner und dann der Mangel an geistigen Genüssen auf dem Lande. Könnten da nicht die Spinnstuben benutzt werden, um neues geistiges Leben in die Dörfer zu bringen? Aus den Spinnstuben ließe sich nach unserer festen Überzeugung ein starker Damm gegen die Landflucht und das auch auf dem Lande immer mehr um sich greifende öde Wirtshausleben und die gegen die damit Hand in Hand gehende Sittenverderbnis aufbauen.

Herr Pastor Dr. Grundmann, was die Spinnstubenfrage angeht, ein weißer Hase unter seinen Amtsbrüdern, hat im „Land“ einmal ein offenes Wort für die Spinnstuben geredet. „Freilich, vielfach ist es (das Institut der Spinnstuben) schändlich entstellt, oft gräßlich befubelt: freilich sind in einigen Spinnstuben böse Dinge vorgekommen. Daher erfährt man oft den stärksten Widerspruch, wenn man sie verteidigt“, führt er aus. „Viele meinen, diese Einrichtung geradezu bekämpfen zu müssen. Ich habe von einem Ort gehört, wo der Pfarrer die Spinnerversammlung, nachdem er die Mitwirkung des Landrats gewonnen hatte, durch den Gendarmen auseinander treiben ließ. Daß nun die zerplitterten und die des durch alles Herkommen geordneten Zusammenhangs beraubten jungen Leute noch viel mehr der Verwilderung ausgekehrt waren, hatte er wohl nicht bedacht. Wer überzeugt ist von den Versäumnissen, unter denen das Institut allerdings seit langer Zeit leidet, der wird Geduld üben. Ist doch in diesem Stück auch das geistliche Amt nicht frei von Schuld, ebenso wie das christliche Haus und der Gemeindevorstand. Wenn ein alter, ehrwürdiger Familienpokal einmal schändlich befubelt wäre, so würde man ihn darum nicht zerbrechen, sondern sorgfältig reinigen. So wollen wir es mit der Spinnstube machen.“

„Hat denn“, fragt Heinrich Sohnhrey, der Herausgeber des „Land“, im Anschluß an die Stellungnahme Grundmanns zur Spinnstubenfrage in seinem „Wegweiser“, „der schon Jahrhunderte dauernde Kampf der Kirche und Polizei gegen die Spinnstuben auch nur die geringste veredelnde Wirkung für das gesellige Gemeinchaftsleben auf dem Lande gehabt.“ Und er fährt dann fort: „Wir können es von unserem Standpunkt aus nur durchaus für erwünscht halten, daß das Jungvolk neben all den ihm zugebrachten neuen Veranstaltungen zur Pflege der Geselligkeit auch eine Stätte behält, wo es nach seiner Väter Weise unter sich sein und seine ureigene Sitte und Art entfalten kann. Es wäre doch geradezu schrecklich, sollte die Landjugend in lauter Schablonen gezwängt werden, die das Eigenleben ertöten müßten.“

Wir unsererseits können nur noch einmal betonen, daß man die Spinnstuben im Interesse des deutschen Volkstums, im Interesse der Sittlichkeit und im Interesse des sozialen und wirtschaftlichen Lebens auf dem Lande nicht bekämpfen, sondern erhalten und, wo es nottut, reformieren sollte! Nicht gegen, sondern für die Spinnstuben!

### Zouversicht.

Gräßlich Nocht hält mich emfang,  
En dat Herz mir angst und bang,  
Senn will hummert Ploge  
Haamlich renngezoge.

Hufl die Siel voll Bitternis,  
Stihn ich en de Finsternis,  
Dat senn horte Doge;  
Herz, wellst du verzoge?

Naa, ich heb die Lage off,  
Gude gän de Himmel noff,  
Dausend Lichter blinke,  
Die mir Truust zouwinke.

Al mei Schmerze senn vergeß —  
Wenn die Nocht om Schwärzste eß,  
Senn die Stern om hellste;  
Herz, mei Herz, wot wellst de?

W. Reuter.

### Umschau.

\* „Den sehr geehrten Spitzbuben zur Nachricht . . .“ Wie überall in deutschen Landen ist jüngst auch im Städtchen Zwischenahn im Oldenburgischen eine aus den Kreisen der Bürgerschaft gebildete Sicherheitswehr ins Leben gerufen worden, um dem Eigentum der Bewohner namentlich nachts vor dem immer dreister werdenden Diebsgesindel erhöhten Schutz zu verleihen. Die Wehr hat durch die folgende, des Humors nicht entbehrende Veröffentlichung in den Blättern die Junft der Ganner von ihrem Vorhandensein benachrichtigt:

Den sehr geehrten Spitzbuben zur gefl. Nachricht, daß die Sicherheitswehr der Gemeinde Zwischenahn allmächtig Spaziergänge unternimmt. Sie hofft, bei Gelegenheit ein Wort der Begrüßung reden zu können.

Ohne Zweifel werden die Herren Einbrecher und Diebe nun ihrerseits alles aufbieten, einer solchen „Begrüßung“ mit der Sicherheitswehr nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. S.

\* **Hühnerfutter aus Teichen und Seen.** Vielfach ist es jetzt außerordentlich schwierig, den Hühnern die genügende Menge von Körnerfutter zu bieten. Da mag ein Hinweis auf die Tatsache, daß die Teiche und Seen eine Menge von kleinen Tieren enthalten, die von Hühnern gerne gefressen werden und als animalische Nahrung einen hohen Nährwert besitzen, insbesondere in landwirtschaftlichen Kreisen interessieren. Am reichsten an solchen Kleintieren sind Teiche, die stehendes Wasser haben, und in die im Spätjahre das Laub benachbarter Bäume und Sträucher hineinfällt, wodurch der Teich gleichsam gedüngt wird. Fänge in einem solchen Teich ergaben, wie Professor Ziegler in der „Deutschen landwirtschaftlichen Presse“ mitteilt, während der Wintermonate, selbst unter dem Eis, eine Menge von Krebsstierchen, Wasserflöhen, Wasserrasseln, Eintagsfliegen- und Mückenlarven sowie auch Teichschnecken. Diese Tiere bilden für die Hühner eine stickstoffhaltige Nahrung, die gerade in der ersten Frühjahrszeit, in der die Hühner weber Würmer noch Insekten finden, so schätzen ist, da die Hühner in dieser Zeit eine erhebliche Menge von Eiweißkörpern zur Erzeugung der Eier brauchen. Man fischt die kleinen Wassertiere, indem man mit einem sackförmigen Netz aus feiner Gaze oder Mull im Wasser hin- und herfährt. Dabei sind die Wasserpflanzen nicht zu berühren, damit nicht allzuvielen Pflanzen in das Netz gelangen, weil sonst die kleinen Tierchen zwischen den Pflanzen verschwinden würden. Es schadet allerdings auch nichts, wenn Wasserlinsen oder Stückchen von Pflanzen beigemischt sind. Ist das Wasser abgelassen, so sammelt man die krabbelnde Masse durch Umkehren des Netzes und verfüttert sie, frisch wie sie ist, am besten unter Beimengung von einigen Kartoffeln. B.

\* **Die Verjüngung der Kartoffel.** Die Kartoffel, die während des Krieges eine so wichtige Rolle in der Volksernährung gespielt hat, stellt in der Gesellschaft der Pflanzen eine Greifin dar. Dadurch, daß sie sich innerhalb vieler Jahrhunderte nicht durch Samen fortpflanzte, ist ihre Konstitution wesentlich geschwächt. Man hat daher versucht, jugendkräftige Kartoffelformen aus unserer Kartoffel zu ziehen und dabei ein Verfahren ausfindig gemacht, das auf der Mitwirkung eines niederen Pilzes beruhen soll und es ermöglicht, Kartoffeln mit reichlicher Knollenbildung zu erzielen. Die Pflanzen werden in guter, mit Lauberde gedüngter Gartenerde gezüchtet. Die ersten so gezüchteten Pflanzen trugen Knollen, die den Umfang einer großen Walnuß hatten, also schon dem Genuß hätten dienen können, da sie immerhin schon 150 Gramm schwer waren. Die aus größeren Knollen hervorgegangenen Pflanzen waren von außerordentlicher Fülle und frei von Krankheiten, während die daneben aufwachsenden gewöhnlichen Knollenpflanzen vielfach klein und krank gierten. Die Pflanzen trugen verhältnismäßig große, stets gesunde Knollen. Die Versuche wurden vor dem Kriege in den Jahren 1912 und 1913 unternommen, und die 1913 aus Samen gezogenen Pflanzen ergaben noch bessere Resultate als die Aussaaten von 1912. Nach diesen Versuchen wäre also eine Verjüngung der Kartoffel durchaus möglich. Ein Umstand, der bei der außerordentlichen Wichtigkeit der Kartoffel für die Volksernährung auch weiterhin größte Beachtung verdient. B.